

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 8

Artikel: Eine herrliche Erholung vom Studium : Erlebnisse eines Werkstudenten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine herrliche Erholung vom Studium

Erlebnisse eines Werkstudenten

In der Augustnummer 1962 schreibt ein Werkstudent, der heute unseres Wissens ein recht bekannter Mann ist, über seine frohen und bitteren Stunden unter anderem:

Auf der Arbeitsstätte lag eine Unmenge pflasterbespritzter, rostiger Eisen-träger herum, die gereinigt werden sollten. Der Baumeister war persönlich erschienen und zeigte mir, wie sich die eingetrockneten Pflasterspu-ren und der Rost mit einer Stahlbürste wegkratzen liessen. Dann drückte er mir die Bürste in die Hand und ging hastig weg...

Die folgenden Wochen brachten Ab-wechslung in meine ewig gleiche Kratzarbeit. So wartete ein langer Graben, der für die Wasserleitung ausgehoben worden war, seit Tagen dar-auf, wieder zugedeckt zu werden. Dann wieder rief mich irgend ein ita-lienischer Maurer für kleine Handrei-chungen, oder ich hatte in den weni-gen Regentagen das Vergnügen, in fast fertigen Häusern Böden aufzuwi-schen.

... aber innerlich beglückt

Den Höhepunkt meiner Baukarriere bildete der Tag, an dem an einem Hause der Boden des ersten Stockwerkes betoniert wurde. Man drückte mir einen Schubkarren in die Hand, mit dem ich den aus der Mischungsmaschine herausfliessenden Beton in den ersten Stock hinaufzustossen hatte. Ich versuchte nun mit aller Kraft-anstrengung, die Karrette ohne Anhalten den Brettersteg hinaufzufahren. Meistens gelang es ganz gut, beson-ders dann, wenn ich meinen Schubkarren nur halb gefüllt hatte, und darauf nahm ich sehr Bedacht. Aber mehr als einmal war ich dennoch auf die Hilfe stärkerer Arme angewiesen. Wir arbeiteten an diesem Abend erheblich länger als sonst, und als ich den letzten Schubkarren hinaufgestossen hatte, schmerzten mich Hände und Füsse, ich war todmüde, aber innerlich beglückt, weil ich das stolze Gefühl hatte, wirklich Arbeit geleistet zu haben. Am anderen Morgen ging es wieder ans Bretterschaben, und jetzt — oh

Wunder — machte mir die eintönige Kratzarbeit zum ersten Mal Freude. Im Vergleich zum Schubkarrenstossen war es geradezu eine Erholung. Immerhin reiften die fünf Wochen Bauarbeit in mir den Entschluss, im kommenden Jahr eine andere Arbeit zu suchen.

Unter der Macht der Maschine

Den zweiten Arbeitsplatz fand ich in einer kleinen Kartonage-Fabrik. Gleich am ersten Tage stellte man mich an eine Berieselungsmaschine, in der die neuhergestellten Kartonstücke befeuchtet wurden, bevor sie in die Presse kamen. Die Arbeit liess sich ohne Eile bewältigen. Ich freute mich schon, diesmal eine leichte und angenehme Arbeit gefunden zu haben.

Aber als ich tagelang an dieser Maschine gestanden und ewig die gleichen Bewegungen ausgeführt hatte, dachte ich anders. Ich war den ganzen Tag allein mit meiner Maschine: rechts knatterte ununterbrochen eine grosse Maschine, die den Kartonbrei verarbeitete, links waren die riesengrossen, noch zu befeuchtenden Kartonstösse aufgeschichtet. Nur in den kurzen Arbeitspausen kam ich mit den andern Arbeitern zusammen, dann wurde gierig ein Znü nibrot verschlungen, man wechselte einige leere Worte; in den seltsam verzerrten Gesichtern der Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen hatten die Maschinen ihre stählernen Formen eingepägt. Nach der Pause kehrte jeder stumm an seinen Arbeitsplatz zurück, und auch ich setzte meine Maschine wieder in Gang: sie lief immer gleich, stundenlang, tagelang.

Nach zehn vollen Tagen Berieselungsarbeit wurde ich in einen anderen Saal geholt. Man stellte mich an eine Maschine, in der die Kartonstücke für Schachteln zurechtgeschnitten wurden. Ich erhielt die Aufgabe, die aus der Maschine herausschiessenden Stücke aufzufangen und zu Stössen zu bündeln. Die Maschine arbeitete in rasendem Tempo und spuckte unablässig Kartonstücke heraus: ich versuchte verzweifelt, den Ansturm zu bewältigen, aber es gelang mir nicht. Die

Kartonstücke schoben sich ineinander, stülpten sich auf, aber die Maschine war unerbittlich und stiess mit voller Wucht immer neue Stücke in den aufgebauchten Wulst. Zuweilen wartete der Arbeiter auf der anderen Seite der Maschine, der die Kartonstücke hineinschob, einen Augenblick, aber immer nur so lange, bis ich einigermaßen aufgeholt hatte, dann schossen die Kartons wieder daher.

Ich bückte, drehte und krümmte mich, ich keuchte und war wie unter der Macht der Maschine gebannt: die Maschine war aus Stahl, sie brauchte keine Ruhepause sondern arbeitete stundenlang im gleichen Takt. Der Arbeiter, der die Maschine fütterte, schien ebenso aus Stahl: mit der ewig gleichen Handbewegung schob er Stück um Stück in die Maschine, auch für ihn gab es keine Pause, er schien mit der Maschine verwachsen. Es war kein Entweichen aus dieser menschenfresserischen Allmacht der Maschine möglich: wollte man einen Augenblick auskneifen und aufatmen, wurde alles nur noch schlimmer. Man war gezwungen zu hasten und zu schwitzen, weil die Maschine es so wollte. In der kurzen Zeit während der ich an dieser Maschine stand, begriff ich, warum die Menschen, die jahrelang hier arbeiten, so sehr Maschinen gleichen.

Die «interessante Arbeit für den Studenten»

Im folgenden Sommer — ich hatte gerade meine humanistische Matura durchgestanden und konnte jetzt nicht mehr nur fünf, sondern ganze zwölf Wochen arbeiten — fand ich einen neuen Arbeitsplatz in einer grossen Flug- und Fahrzeugfabrik. Jetzt endlich schien mir das Glück hold zu sein: vom Personalchef, der mich mit durchbohrendem Blick empfing, wurde ich dem Chef der Lagerbuchhaltung überwiesen: also Büroarbeit.

Der Chef der Lagerbuchhaltung, ein gütiger, verständnisvoller «Arbeitsvater», schien erfreut über die neue Hilfskraft und führte mich zuerst durch das ganze Werkareal. Gleich anschliessend erklärte er mir, er wolle

die Gelegenheit ausnützen und einmal das längst fällige Inventar des Materiallagers aufnehmen lassen. Ich war freudig einverstanden, denn ich konnte ja nicht ahnen, was sich hinter diesem Ausdruck «Inventar» verbergen sollte.

Man gab mir also einen Stoss vorge-druckter Blätter, auf denen ich die einzelnen Posten und Zahlen einzutragen hatte. Dann führte mich der Chef ins Magazin: eine riesige Halle, angefüllt mit Blechen, Eisenstangen und einer Unmenge von Gestellen, in denen ungezählte Holzkisten und -kistchen standen. Hier sollte ich für einige Wochen beschäftigt werden. Die Holzkisten waren angefüllt mit Schraubensorten: Eisenschrauben, Holzschrauben, Rundkopfschrauben, Vierkantschrauben, Achtkantschrauben, Anticorodal-schrauben, Aluminiumschrauben, Kupferschrauben und so weiter und so weiter, und von jeder Schraubensorte eine Fülle verschiedener Grössen und Masse. Alle diese Schrauben hatte ich zu zählen und die Ergebnisse schön säuberlich auf meinen Blättern einzutragen. So machte ich mich denn an die Arbeit und zählte und zählte, zählte stundenlang, tagelang, wochenlang...

Nach drei Wochen hatte ich alle Schrauben gezählt. Im Triumphgefühl der vollbrachten Leistung trug ich die Blätter mit den letzten Zahlen zu meinem Chef. Aber das Schraubenzählen war noch längst nicht zu Ende. Erst jetzt erfuhr ich nämlich, dass die Schrauben, die ich bis jetzt gezählt hatte, nur den Schraubenvorrat des Fahrzeugmagazins darstellten, dass es am andern Ende des Werkes aber noch ein Flugzeugmagazin mit noch viel mehr Schrauben gäbe: und auch diese Schrauben sollten gezählt werden. Also nochmals lange Wochen endloser Zählarbeit.

Sommerliche Lektüre

Helen Guggenbühl: Lilien statt Brot
Christinat: Höhlen, Urwald und Indianer
Alfred Eidenbenz: Föhr — oder die Schule, in die Madeleine kam

Schweizer Spiegel Verlag, Zürich

Von diesem Augenblick an stand mein Entschluss fest, die Schraubenzählerei so bald wie möglich aufzugeben, umsomehr, als ich beim ersten Zahltag feststellen musste, dass diese Zählerei weit schlechter bezahlt war als die Kratzarbeit auf dem Bau und die Befuchtungsversuche in der Kartonagefabrik. Nach weiteren zwei Wochen — ich hatte noch nicht die Hälfte der Flugzeugschrauben gezählt — hatte ich eine andere Arbeit gefunden. Mit dem Vorwand, ich müsse einen Kurs besuchen, verabschiedete ich mich beim Chef der Lagerbuchhaltung. Er liess mich nur sehr ungern, aber ohne Widerstand ziehen. Das letzte Sirenenzeichen klang wie eine Erlösung...

Statt zählen: Arbeit an Zählern

Die neue Arbeit schien vielversprechend und war es auch: Herbstservice an Wärmezählern. Ohne genau zu wissen was sich hinter dieser Bezeichnung verbarg, hatte ich mich gemeldet, nur um von der Zählarbeit wegzukommen.

Es galt, die in der ganzen Ostschweiz und im Tessin an den Zentralheizungen vieler hundert Häuser angebrachten Wärmezähler für den kommenden Winter bereit zu machen. Die Arbeit bestand darin, aus den Wärmezählern, die wie Thermometer konstruiert waren, das alte Verdunstungsröhrchen herauszunehmen, das neue hineinzufügen und mit einer Plobme zu sichern. Eine kleine Szene, die mich unvermittelt vor eine menschliche Tragödie stellte, hat mich erschüttert: Ich wurde in einer Wohnung von einem kleinen, etwa vierjährigen Buben auf meinem Rundgang durch die Zimmer begleitet, während sich die Mutter in der Küche zu schaffen machte. Der Kleine war ganz zutraulich und erzählte mir ununterbrochen von seinen kleinen Erlebnissen. Als wir im Elternschlafzimmer waren, erklärte er mir, hier schlafe seine Mutter, der Vater dürfe hier nicht schlafen, er komme immer ganz spät heim und schlafe im Korridor. Aber jetzt geht dann der Vater fort. Ich fragte den Buben, ob

er dann bei seiner Mutter bleiben werde. Da blickte er mich mit grossen Augen an und sagte: «Weischt, Ma, ich ha halt de Papi au gern.» Plötzlich hörte ich hinter meinem Rücken ein erschütterndes Schluchzen: die Mutter des Knaben stand unter der offenen Schlafzimmertür und hatte sich alles mitangehört...

Bereicherung — und falscher Nimbus

Jetzt ist die Zeit meines Werkstudiums zu Ende. Das Studium lässt mir einfach keine Zeit mehr für andere Arbeiten frei. Das Schlimmste ist, dass man das Leben allmählich als einen grossen Kampf anzusehen beginnt und in Gefahr steht, zum Arbeitstier zu entarten.

Dennoch beschleicht mich heute, wenn ich an die frohen und bitteren Stunden als Werkstudent denke, eine Art Wehmut. Unvergessen wird mir die Begegnung mit den vielen Menschen in den verschiedensten Berufen bleiben, mit denen man später wohl schwerlich mehr auf der gleichen Ebene zusammentreffen kann. Alle diese Menschen lehrten mich die Welt jedesmal aus einem anderen Blickwinkel anzusehen, vor allem aber, die Leute unabhängig von Bildung, Einkommen und sozialer Stellung zu beurteilen und aus eigener Erfahrung festzustellen, dass die wertvollen menschlichen Eigenschaften in allen sozialen Schichten zu finden sind. Es gibt wohl kein besseres Mittel, Menschen verstehen zu lernen, als wenn man mit ihnen zusammenarbeitet: dann erkennt man plötzlich, wie jede Arbeit ihren besonderen Zweck erfüllt und wie die Menschen überall Menschen bleiben, mit ihren Fehlern und mit ihren vielen guten Seiten.

Für einen Studenten, besonders für einen, der sich wie ich in juristischen Gefilden herumschlägt, bedeutet das Werkstudent-Sein in dieser Hinsicht wirkliche Bereicherung. Aber der Nimbus, mit dem gewisse Leute den Werkstudenten umgeben, entspricht keiner Wirklichkeit. Nach meiner Erfahrung hat das Werkstudententum alles in allem mehr Schatten- als Lichtseiten.